

1355 | 25. 4. 2015



KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Städte als Stätten der Verständigung

Regensburg, Budavár, Pilsen

3

Markus Bauer

Der Mut zu finden

Suche beim 24. Brünner Symposium

6

Ernst Gierlich

Versöhnung ist kein Wort, sondern ein Wille

Podiumsdiskussion auf der Leipziger Buchmesse

8

Dieter Göllner

Der Krieg ist mitnichten der Vater aller Dinge

Kultureinrichtungen zeigen ihn – aber eben auch vieles andere

10

Halrun Reinholz

Unverwandt

So blicken Kinder auf ihr Vertreibungsschicksal

12

Es blüht und gedeiht – und heilt

Das Westpreußische Landesmuseum mit blütenreichem Neustart

14

Als das Schwarze Meer seine Leuchtkraft verlor

Deutsche Siedlungsgeschichte in Bessarabien

16

Horst Milde

Geschichte zukunfts-tauglich machen

Der Breslauer Stadtmuseograph Maciej Łagiewski

17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Weichselbaum: Georg Trakl (*Hans Gärtner*)

19

Gefangen in Sibirien

19

Münchner Dies Academicus zu Ostpreußen 1914 (*Norbert Matern*)

20

Konferenz zu kommunistischen Geheimdienstakten

21

Europäischer Karlspreis für Valentin Inzko

22

Gedenkpark Paneuropäisches Picknick

23

LITERATUR UND KUNST

Georg Aesch

Es orakelt im siebenbürgischen Burzenland

Ein Berliner Verlag blamiert sich und den Literaturbetrieb

24

Mit allen Fasern

Künstlerin und Kunstlehrerin: Marie-Luise Salden

28

„Sonderbar schönes Ganzes“

Albrecht Haselbachs Sammlung

30

KK-NOTIZBUCH

31



*Es ist riskant, den Tod als
Offenbarung der Seele zu
malen, aber die Kunst lebt
von solchem Risiko:
Marie-Luise Salden,
Die Seele der
alten großen Eiche*

Bild (siehe auch Seite 28):
die Künstlerin

Städte als Stätten der Verständigung

Auch zwischen Staaten und Nationen: Regensburg, Budavár und die Kulturhauptstadt Europas 2015, Pilsen

Die Tradition von Städtepartnerschaften wurde nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1947 wiederaufgenommen. Zuvor hatte es bereits vereinzelt Partnerschaften gegeben, wie seit 1925 zwischen Kiel und dem dänischen Sonderburg. Als älteste urkundlich nachweisbare Städteverbindung gilt die von Paderborn mit dem französischen Le Mans. Von dort wurden 836 n. Chr. die Reliquien des heiligen Liborius in einer langen Prozession nach Paderborn geleitet. In den Jahrhunderten danach schützte diese Verbindung beide Städte vor Zerstörungen in kriegerischen Auseinandersetzungen, aber erst 1967 wurde eine offizielle Partnerschaft zwischen ihnen begründet. Heute gibt es europaweit Tausende derartiger Verbindungen, die zum großen Teil einen regen kulturellen und wirtschaftlichen Austausch gewährleisten. Regensburg, die Hauptstadt der bayerischen Oberpfalz, zählt inzwischen acht

Partnerschaften. Die älteste besteht mit dem schottischen Aberdeen (1955), die jüngste mit dem chinesischen Qingdao (2009). Mit Mittel- und Osteuropa hat Regensburg drei Städteverbindungen: zu Odessa in der Ukraine (1990), zu Pilsen in Tschechien (1993) und zu Budavár, dem Burgbezirk der ungarischen Hauptstadt Budapest (2005). Ende April 2015 wurde mit einer festlichen Donaufahrt von Regensburg nach Bach auf der „Kristallkönigin“ des 10-jährigen Bestehens dieser Partnerschaft gedacht, die den Regensburgern zahlreiche kulturelle Ereignisse und zweimal im Jahr einen ungarischen Markt auf dem zentralen Neupfarrplatz mit köstlichen Genüssen aus ungarischen Landen beschert.

Einen außergewöhnlichen Konzertabend für Hunderte von Zuhörern im Historischen Reichssaal des Alten Rathauses der Stadt Regensburg bereitete das einzigartige ungarische Ensemble Ex Canto mit Werken

Als die Musik im Historischen Reichssaal des Alten Rathauses Regensburg ausklang, da klang vieles an, was weiterklingen wird: das ungarische Ensemble Ex Canto aus Budavár auf dem Budapester Burgberg
Bilder: der Autor





Ein gutes Rathaus ist nicht minder teuer als guter Rat, aber ein so imponierender Renaissancebau wie der am riesigen Pilsener Markt ist es auch wert. Die Bürger der Partnerstadt Regensburg davor wissen das sehr wohl zu schätzen

alter Musik aus dem 15. bis 17. Jahrhundert. Zum Abschluss gab es einige Bearbeitungen Ungarischer Tänze von Béla Bartók. Gastsolist war Tamás Hacki, ein namhafter Pfeif-Virtuose, der mit Heiduckentänzen aus dem 17. Jahrhundert das Publikum begeisterte.

Pilsen ist die nächstgelegene Partnerstadt Regensburgs. Nur 150 km entfernt, ist die westböhmische Hauptstadt in Tschechien in zwei Stunden Autofahrt auf der E 50, südlich an Weiden in der Oberpfalz vorbei, zu erreichen. Die beiden Städte sind an Einwohnerzahl nahezu gleich groß, und sie verbinden drei wichtige Merkmale: Beide sind sie Universitätsstädte (Regensburg seit 1962, Pilsen seit 1991), Autostädte (BMW in Regensburg und Skoda in Pilsen), gewissermaßen darüber hinaus jedoch sind beides Bierstädte. Regensburg hat mehrere Brauereien (Bischofshof, Kneitinger, Spital, Thurn und Taxis), Pilsen aber hat die eine weltweit berühmte Brauerei, in der seit 1842 das legendäre Pilsner Urquell gebraut wird. Es versteht sich von selbst, dass der erste Braumeister Josef Groll natürlich aus Bayern stammte und der Städteverbindung seine zusätzliche Würze verliehen hat.

Pilsen ist 2015 zusammen mit dem südbelgischen Mons, Hauptstadt der wallonischen Provinz Hennegau, Kulturhauptstadt Europas. Das Deutsche Kulturforum östliches Europa Potsdam hat einen informativen und fotoreichen Jahreskalender über Pilsen und gemeinsam mit dem Verlag Schnell & Steiner in Regensburg einen 50-seitigen, sehr lesenswerten kunstgeschichtlichen Führer durch die westböhmische Metropole vorgelegt. Autoren sind František Frýda und Jan Mergel. Gründe genug also, eine Reise von Regensburg nach Pilsen zu unternehmen. Der Seniorenbeirat der Stadt hatte eingeladen, und über 300 Senioren, die bislang größte Gruppe, reisten in sechs Bussen an einem fast sommerlich sonnigen Frühlingstag nach Westböhmen. Im Rathaus am Marktplatz, einem von Giovanni di Statio geschaffenen Renaissancebau (1554–1558), wurden die Gäste von Vizebürgermeister Pavel Kotas begrüßt. Für die Regensburger sprach Bürgermeisterin Gertrud Maltz-Schwarzfischer und überreichte Gastgeschenke.

Der folgende Rundgang erschloss den Regensburger Gästen den riesigen Markt (193 mal 139 Meter) mit seinen modern gestalteten Brunnen. Zahlreiche repräsentative

Renaissance-Bürgerhäuser rahmen ihn ein: das Kaiserhaus (Rudolf II.), heute Sitz des Oberbürgermeisters, das Wallenstein-Haus, das Haus zum goldenen Schiff und viele andere.

Die Pfarrkirche Sankt Bartholomäus, seit 1993 Kathedrale des Bischofs von Pilsen, steht im Zentrum des Platzes. Sie wurde vom Deutschen Orden gegründet und im 14. Jahrhundert über einhundert Jahre erbaut. Der über 102 Meter hohe Nordturm ist der höchste der Tschechischen Republik. Westlich des Rings liegt die Große Synagoge von 1893, ein neoromanisches, zweitürmiges Ziegelgebäude von Rudolf Stech, einem Schüler des Wiener Synagogenarchitekten Max Fleischer. Die zweitgrößte Synagoge Europas dient heute wegen ihrer hervorragenden Akustik als Konzertsaal.

Nach einer Führung durch die weltberühmte Brauerei mit einer reichlichen Kostprobe Pilsner Urquell aus einem großen Fass in den Tiefen der neun Kilometer langen Keller schmeckte das Mittagessen in den weitläufigen Wirtsräumen, die Hunderte

von Gästen aufnehmen können.

Die den Besuch abschließende Fahrt hatte den Borsky-Park zum Ziel, wo seit 2011 die „Kaiserlinde“ als lebendiges Zeichen der Partnerschaft wächst. Noch ist sie klein und unscheinbar, aber als Zeichen des Friedens zwischen den beiden Städten, Völkern und Nationen, die nach dem tiefgreifenden und zerstörenden Krieg seit 2004 in der Europäischen Union miteinander verbunden sind, ist der Baum zugleich ein Symbol der Hoffnung, dass dieser Frieden Bestand haben möge.

Auf der Rückfahrt zeigt der Wegweiser nach Flossenbürg in die überwundene Vergangenheit. Im dortigen Konzentrationslager haben die Nationalsozialisten am 9. April 1945, also vor 70 Jahren, den protestantischen Theologen Dietrich Bonhoeffer und andere Persönlichkeiten des Widerstands gegen die NS-Diktatur ermordet. Wenige Tage später wurde das KZ von amerikanischen Truppen befreit. Am 26. April 2015 fand dort aus diesem Anlass ein deutsch-tschechischer Gedenkkakt statt.

Klaus Weigelt (KK)



Die Nationalität der Pilsner Rösser ist wohl nicht auszumachen, und auch das Bier ist mittlerweile mehr als international, nur der Name ist deutsch, ja mehr denn das: nachgerade urdeutsch

Den Mut zu finden

Auf die Suche begaben sich die Ackermann-Gemeinde und die Bernard-Bolzano-Gesellschaft beim 24. Brünner Symposium

Das Aufkommen außerparlamentarischer Bewegungen und die Entstehung neuer Parteien – teils auch anders strukturiert –, das waren neben den Wahlergebnissen im Jahr 2014 in Deutschland und Tschechien die Motive für die Ackermann-Gemeinde und die Bernard-Bolzano-Gesellschaft, ihr 24. Brünner Symposium „Dialog in der Mitte Europas“ dem Thema „Wohin steuert die Demokratie“ zu widmen. Weit über 250 Teilnehmer aus Deutschland, Österreich, Tschechien und Ungarn setzten sich am Palmsonntag-Wochenende damit auseinander.

Im Eröffnungsvortrag skizzierte der Politologe Prof. Dr. Jacques Rupnik aus Paris vor dem Hintergrund globaler Entwicklungen (Märkte, Medien, Internet usw.) speziell tschechische und auch allgemein mitteleuropäische Züge dieser Tendenzen. Für Tschechien konstatierte er (auch aus der Vergangenheit) eine „Skepsis gegen Parteipolitik“, aktuell einen „Verfall der Parteipolitik“, eine „Oligarchisierung der Politik“ (Andrej Babiš), die Tendenz, den Staat als Unternehmen zu sehen und dementsprechend Politik als Business zu steuern.

Für den mitteleuropäischen Raum verwies er auf Polen (Kaczynski) und Ungarn (Orbán), wo sich das politische Spektrum zum Teil stark verschoben hat. „Das ist nicht weit entfernt vom Putinschen System der Souveränität. In Frage gestellt wird die Machtteilung und die politische Demokratie“, fand der Referent klare Worte. Als weiteres Dilemma sieht Rupnik die „Technokratie ohne Politik“, wenn Politiker Entscheidungen den Fachkommissionen überlassen. Auch das trage zu einer Entpolitisierung bei – oder ziehe Reaktionen populistischer Parteien und Bewegungen nach sich. Rupnik stellte die Fragen, ob aus Antihal-

tungen positive Gestaltungskräfte werden, in welche Richtung sich diese Parteien/Bewegungen entwickeln, ob sie das bestehende politische System angreifen oder sich anpassen. Gleichwohl riet er zu einer gelassenen Haltung und nannte besonders zu beachtende Aspekte: Politik sollte nicht zum Beruf werden, Auseinandersetzung mit Korruption, Ethik als Basis von Politik, der Gedanke der Zivilgesellschaft müssten im Mittelpunkt stehen. Und wichtig sei es, sich über die europäische Dimension der Demokratie Gedanken zu machen.

Zum Thema „Die Demokratie im Wandel“ gab es am Samstag drei Einführungsreferate. Senatspräsident a. D. Dr. Petr Pithart hob das Fehlen von Ideen- und Gedankenalternativen und den damit verbundenen Menschen oder Gemeinschaften hervor. Doch er warnte auch vor Nationalismen und religiösen Fundamentalismen, die zunehmend die politische Bühne beherrschen. Auch er sieht die „Gefahr der Oligarchisierung“, verbunden mit der „Macht des Geldes“, welche die Gewalt ersetzt. Alternativen bzw. Gemeinschaften, die solche zu prägen vermögen, gebe es, so Pithart, nicht ohne die Bereitschaft, Opfer zu bringen. Und es müssten Menschen sein, „die nicht auf die pluralistische Demokratie verzichten wollen“.

„Seit neun Jahren erleben wir einen dramatischen Rückgang an Freiheit in der Welt. Das westliche System ist nicht mehr alternativlos“, beschrieb die in Budapest tätige Politologin Prof. Dr. Ellen Bos den Ist-Zustand: Zunahme von Konflikten, welche die internationalen Systeme nicht mehr regulieren können. Dazu neue autoritäre Systeme (Russland, Türkei etc.). Als weitere Krisensymptome nannte sie den „Verfall der Handlungsfähigkeit der Politiker“, eine

Ursprungsort der Weihe ist der Altar: Propst em. Monsignore Anton Otte zelebriert die Eucharistie. Vollziehen muss sie sich in ganz Europa, im Einzelnen durch den Einzelnen – politisch, trotz sinkenden Vertrauens in die Politik

Bild: der Autor



Zunahme der Unzufriedenheit bzw. weniger Respekt der Bürger für ihre Politiker. Ursachen sieht Bos in der Globalisierung, der damit verbundenen Bedeutungsminde rung des Nationalstaates und der „Entwicklung zu supranationalen Gebilden“. Daraus ent stehe eine Entfremdung zwischen Bürgern und Politikern, ein Verlust der Bindungskraft der Parteien, Proteste und Demonstrationen – ein „sinkendes Vertrauen in die poli tischen Institutionen“. Als Lösung schlug Bos die Betonung zentraler Aspekte der demokratischen Regierungssysteme vor: Freiheitsrechte, Pluralismus, Gewaltfreiheit. „Diese Stärken sollten offensiv betont wer den“, lautete ihr Fazit.

Ein nekrophiles und biophiles Konzept brachte der frühere tschechische Minister präsident und EU-Kommissar Dr. Vladimír Špidla ins Spiel, wobei er die Demokratie als „biophilen Ansatz zum Leben, zur Poli tik“ bezeichnete, das Finanzkapitel als nekrophil.

Ein Lösungsansatz ist für ihn die „Internati onalisierung der Demokratie“, den „Mut zu finden Richtung Bundes- oder Föderalstaat auf EU-Ebene“. Andernfalls käme es zum Übergewicht der Großmächte (G 8 oder G 20), „die dann die Weltordnung diktieren“ – für Špidla durchaus „eine oligarchi-

sche Struktur“. Auch eine UNO-Reform in Richtung der EU-Strukturen hält er für angebracht, grundsätzlich aber die Rück besinnung auf das Demokratieelement „Machtkontrolle“. Auch die Parteien sieht er – trotz mancher Unvollkommenheit in ihrer Struktur – als sinnvoll.

In der Podiumsdiskussion betonte Dr. Werner Böhler, Leiter der Auslandsbüros Tschechische Republik und Slowakische Republik der Konrad-Adenauer-Stiftung, die Bedeutung der Parteien für den Prozess der politischen Willensbildung, aber auch deren Verantwortung für das Gemeinwohl und bei der Bündelung der Interessen. Dr. Petr Pithart hofft auf eine Auffrischung der oberen politischen Ebenen durch die Kommunalpolitik, die Aufarbeitung von Krisen gehört seiner Ansicht nach zu den Aufgaben von Parteien bzw. Bewegungen.

Den Abschluss des Symposiums bildete das Thema „Was treibt mich in der Politik an“. Jan Cižinský, Prager Stadtrat und Bürgermeister des Stadtbezirks Prag 7, hat vor allem über Bürgerbefragungen zu einem politischen Projekt (Stadtteil Prag 7) den Zugang zur Kommunalpolitik ge funden. „Ohne meine Zugehörigkeit zur KDU-CSL wäre es nicht gelungen. Die Kommunalpolitik braucht auch Kontakte

zur gesamtstaatlichen Politik“, gestand Čižinský. Dr. Gergely Gulyás, Abgeordneter im ungarischen Parlament, fand durch die Arbeit an der Ungarischen Verfassung im Zuge seiner Tätigkeit als Jurist Interesse an der Politik. Das Leben in einer Demokratie, und damit im Wohlstand und mit christlichen Werten, ist für Gulyás – im Gegensatz zur Elterngeneration – ein sehr wichtiger Wert. Doch sein Blick orientiert sich weiter. „Wie können wir Europa in den nächsten Jahrzehnten entwickeln? Was bedeutet der Staat, die Befugnisse der EU?“, lauten seine Anliegen. Den Sinn der repräsentativen Demokratie sieht Dr. Peter Weiss, Botschafter der Slowakei in Tschechien, darin, „dass die Politik die öffentlichen Interessen – konkret: die Angelegenheiten für die Gesellschaft – steuern und managen kann“. Dabei misst er der Ethik einen hohen Stellenwert zu. Trotz aller Skepsis gegenüber Politik(ern)

bilden für Weiss die Parteien die Grundlage des politischen Lebens in repräsentativen Demokratien – auch wenn sie bisweilen entfremdet erscheinen oder im Wettbewerb mit populistischen Politikern stehen. Für Kurt Scholz, Vorsitzender des Zukunftsfonds der Republik Österreich, sollten sich die Parteien „demokratisierend öffnen gegenüber allen, die sich in irgendeiner Form einbringen wollen“. Das könne dazu beitragen, dass die Menschen wieder näher an die Politik herankommen.

Am Samstagabend feierten die Tagungsteilnehmer in der Jesuitenkirche die Eucharistie. Hauptzelebrant war Propst em. Monsignore Anton Otte. Die musikalische Umrahmung oblag dem Kinder- und Jugendchor der Brünner Philharmonie mit Jakub Janšta an der Orgel und unter der Gesamtleitung von Jakob Klecker.

Markus Bauer (KK)

Versöhnung ist kein Wort, sondern ein Wille

Eine Podiumsdiskussion auf der Leipziger Buchmesse befragt ihr Gelingen 70 Jahre nach Krieg und Vertreibung

An einer Podiumsdiskussion, die die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen unter dem Titel „Gelungene Versöhnung 70 Jahre nach Kriegsende und Vertreibung?“ auf der Leipziger Buchmesse veranstaltete, beteiligten sich neben dem Europahistoriker Professor Dr. Frank-Lothar Kroll, Technische Hochschule Chemnitz, Tereza Vavrová aus Prag, die Leiterin des Vereins „Antikomplex“, einer Vereinigung junger Tschechinnen und Tschechen, die sich einer vorurteilsfreien Aufarbeitung der deutsch-tschechischen Vergangenheit widmen, der Historiker Dr. Winfrid Halder, Direktor des Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Hauses, sowie Dr. Jens Baumann, im Sächsischen Staatsministerium des Innern zuständig für die Kulturförderung der



Das „Forum International“ der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

Bild: der Autor

ethnischen und nationalen Minderheiten, vor allem in den benachbarten Gebieten Polens und Tschechiens.

Die Deutung des Kriegsendes als „Befreiung“, die Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Rede anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes 1985 vorgenommen hat und die seinerzeit kontrovers diskutiert wurde, ist heute, so Professor Kroll, durchweg akzeptiert. Die „Befreiung“ war jedoch, worauf sowohl er selbst als auch Dr. Halder hinwiesen, für die zahlreichen Deutschen östlich der Elbe nur bedingt eine solche, waren mit dem Einzug der Roten Armee doch für die Ostdeutschen Flucht und Vertreibung, der Verlust der Heimat verbunden. Für die Mitteldeutschen bedeutete sie sehr schnell die Errichtung der nächsten Diktatur. Es erfolgte hier lediglich eine Art Etikettenwechsel, und es sollte bis zur Wende von 1989/90 dauern, ehe auch sie und ihre Nachbarn in weiten Teilen Europas sich selbst wirklich zu befreien vermochten.

Als Vertreterin einer jungen, nach 1989/90 herangewachsenen Generation, stimmte Tereza Vavrová dieser Einschätzung zu. Dem von ihr repräsentierten Verein „Antikomplex“ gehe es darum, mit kritischer Reflexion, mit Büchern, Wanderausstellungen und öffentlichen Debatten in der tschechischen Gesellschaft fortbestehende Traumata zu überwinden, dies vor allem hinsichtlich der „Sudetendeutschen Frage“. Die Bemühungen, Deutsche und Tschechen zu einer ehrlichen und fruchtbaren Diskussion über die gemeinsame Vergangenheit zu bewegen, zeitigten dabei durchaus Erfolge. Man finde immer mehr interessierte junge Leute, die sich unbefangen daran machten, die Geschichte ihrer Heimat zu entdecken. Allerdings gebe es in allen Generationen neben aufgeschlos-

senen auch alten Denkweisen und Ängsten verhaftete Menschen, zudem werde das Thema von der Politik bisweilen immer noch sehr stark instrumentalisiert.

Auf die Rolle, welche die bei Kriegsende in den früheren Ostgebieten verbliebenen Deutschen in Tschechien und Polen im Versöhnungsprozess spielten, ging Dr. Baumann ein. Regelungen, die fortschrittlicher seien als in manchen Alt-EU-Ländern, sicherten heute den Minderheiten, etwa der großen deutschen Volksgruppe in Schlesien, eine rege kulturelle Betätigung. Dies sowie die verstärkte Suche nach deutschen Spuren seitens der Nachkommen der dort

nach dem Krieg angesiedelten Polen trügen wesentlich zur Entwicklung einer neuen, erweiterten Identität der gesamten Bevölkerung bei.

Auf die Frage von Professor Kroll, wie es sich mit dem in Deutschland gesellschaftlich und politisch abgesicherten Versöhnungswerk in den Ländern Ostmitteleuropas verhalte, verwies Tereza Vavrová darauf, dass angesichts der jüngsten Satzungsänderung der Sudetendeutschen Landsmannschaft, die auf eine Unterstützung von

Bestrebungen zur Rückgewinnung des Sudetenlands verzichte, den wenig versöhnungsbereiten tschechischen Politikern langsam die Argumente ausgingen. Auch Dr. Halder zeigte sich angesichts seiner Erfahrungen mit polnischen Partnern zuversichtlich, was die Fortschreibung dieses Versöhnungswerks angehe. Günstig hierfür sei auch, dass mit dem Siebenbürger Sachsen Bernd Fabritius nun der Vertreter einer neuen Generation mit einem anderen Erfahrungshorizont an der Spitze des Bundes der Vertriebenen stehe. Ein Defizit an Engagement oder auch an Initiative sieht er eher bei den Deutschen als bei den Nachbarn, vor allem bei den jüngeren

Man findet immer mehr interessierte junge Leute, die sich unbefangen daran machen, die Geschichte ihrer Heimat zu entdecken. Allerdings gibt es auch alten Denkweisen verhaftete Menschen.

Deutschen, die es daher vermehrt mit Ostmitteleuropa in Berührung zu bringen gelte.

Angesichts der weitgehenden Einigkeit der Diskussionsteilnehmer darin, dass man auf gutem Wege sei, dass sich ein friedlicher Umgang eingestellt habe oder einstellen werde, fragte Professor Kroll abschließend, ob denn die Versöhnung definitiv nicht mehr gefährdet sei.

Die Gefahr, so Dr. Baumann, liege in jedem von uns selbst. Angesichts des fortschrei-

tenden Abtretens der Vertriebenen als Brückenbauergeneration gelte es für jeden einzelnen, Engstirnigkeit und die Angst vor dem Nachbarn zu überwinden. In lebendigen Begegnungen, in Projekten, die die Menschen zusammenführen, sieht er die Chance, das 70 Jahre nach Kriegsende, Vertreibung und Neubeginn bereits weit gediehene Versöhnungswerk dauerhaft zu festigen.

Ernst Gierlich (KK)

Der Krieg ist mitnichten der Vater aller Dinge

Die Einrichtungen mit Ostblick zeigen ihn – aber eben auch viele andere und viele schöne Dinge

Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen: „Heimat. Front.“

Am 10. Mai eröffnet das Oberschlesische Landesmuseum von Ratingen-Hösel mit einem Vortrag des Justizministers des Landes Nordrhein-Westfalen, Thomas Kutschaty, die neue Sonderausstellung „Heimat. Front. Oberschlesien und der Erste Weltkrieg“. Das Jahr 2015 ist dafür geeignet, die Kriegsrealität in allen Lebensbereichen zu betrachten. Der Glaube an einen kurzen

Krieg von 1914 war mit Jahresanfang 1915 verfliegen. Was nun folgte, wird in der Ausstellung in Ratingen mit einem exemplarischen Eingehen auf die preußische Provinz im Osten behandelt. Die Sonderausstellung zeigt anhand von Dokumenten, Fotografien und Objekten unterschiedliche Facetten des „Großen Krieges“ auf.

Am 17. Mai, dem Internationalen Museumstag, wird in Ratingen die neue Sonderausstellung unter dem Titel „Die Bändigung der



Im Marschieren wollte man wachsen, aber dort, wo man hinmarschierte, wurde man ganz furchtbar klein: Postkarte aus Hirschberg, 1915

Bild: Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen

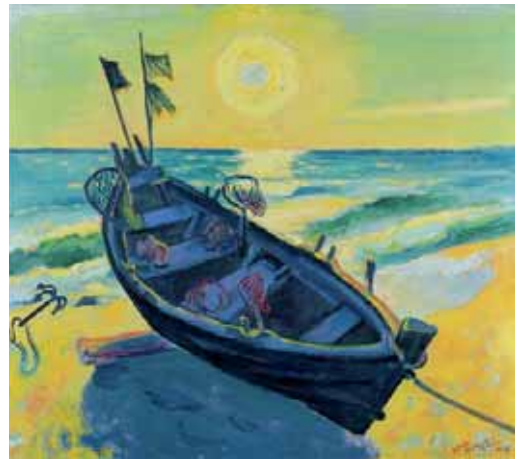
Oder“ eröffnet. Die Präsentation basiert auf historischen Fotografien, die das Museum des Oepelner Schlesiens bereits unter dem Motto „Bändigung“ zeigte, sowie auf Aufnahmen aus der Sammlung des Architekturmuseums der Technischen Universität in Berlin. Die Bilder entstanden während der Regulierungsarbeiten der oberen Oder zwischen Cosel und der Neiße-Mündung in den Jahren 1892–1893 und dokumentieren fast alle in dieser Zeit errichteten Staustufen. Das OSLM ergänzt die Schau durch Exponate aus dem Museum der Deutschen Binnenschifffahrt in Duisburg sowie durch eigene Objekte.

Auch im Programm des *Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Hauses* findet sich das Thema des Ersten Weltkrieges: Am 11. Mai hält Dr. Wolfgang Kessler einen Vortrag mit dem Titel „Der Erste Weltkrieg in den Teilungsgebieten Polens“. Es geht dabei vorrangig um Kriegshandlungen in den Teilungsgebieten Polens, die bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zum Deutschen Reich, zum russischen Zarenreich und zum Habsburgischen Reich gehörten.

Haus Schlesien Königswinter: Preußen am Rhein

Bis zum 7. Juni sind im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott „Schlesische Porzellane des Art déco“ zu sehen.

Das Thema „200 Jahre Preußen am Rhein“ nehmen der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz sowie seine Kooperationspartner zum Anlass, am 29. und 30. Mai die gemeinsame Tagung „Das Rheinland – Preußens unbequeme Provinz“ abzuhalten. Im Rahmen seiner engen Kooperation mit den Kulturpartnern der Region ist Haus Schlesien Initiator und Austragungsort für die Auftaktveranstaltung zu den Aktivitäten in Königswinter, die unter dem Motto „Preußensommer im Siebengebirge“ laufen. Am 30. Mai ist in Kooperation mit der VHS Siebengebirge



Ob Menschenwerk gegen die Naturgewalt besteht, ist nicht die Frage, die Max Pechstein antrieb. Sein Werk besteht: Boot bei aufgehender Sonne

Bild: Pommersches Landesmuseum Greifswald

unter Leitung von Dr. Inge Steinsträßer eine „Kulturwanderung auf preußischen Spuren im Siebengebirge“ geplant.

Pommersches Landesmuseum Greifswald: Faszination Ostsee

Im Pommerschen Landesmuseum von Greifswald ist bis zum 28. Juni 2015 die Kunstaussstellung „Zwei Männer – Ein Meer. Pechstein und Schmidt-Rottluff an der Ostsee“ zu besichtigen. Die beiden wichtigsten Vertreter des deutschen Expressionismus, Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff, reisten in jedem Sommer an die Ostsee und verbrachten dort an der Küste unbeschwerte Tage konzentrierten Schaffens. In der vor 110 Jahren gegründeten Künstlergruppe Die Brücke trafen sie sich und zerstritten sich auch. Inspiriert von der Landschaft der Kurischen Nehrung entstanden ausdrucksstarke Werke, von denen über 100 in der Ausstellung zu sehen sind. Die Präsentation ist in Kooperation mit dem Brücke-Museum Berlin und der Max Pechstein-Urheberrechtsgemeinschaft

erstellt worden. Ein umfangreiches Rahmenprogramm begleitet die Ausstellung.

Der 66. Sudetendeutsche Tag Augsburg: Menschenrechte ohne Grenzen

Am 23. und 24. Mai ist die Kongresshalle Augsburg Treffpunkt des 66. Sudetendeutschen Tags. Mit einem umfangreichen Kulturprogramm unter dem Motto „Menschenrechte ohne Grenzen“ will die Sudetendeutsche Landsmannschaft dazu beitragen, dass die heutigen und künftigen Generationen lernen, im Sinne eines „Nie wieder!“ gegen Terror und Gewalt aufzutreten und sich für das Recht auf die Heimat, das Selbstbestimmungs- und Volksgruppenrecht sowie für alle universalen Menschenrechte einzusetzen.

Haus des Deutschen Ostens München: Mitgenommen. Verlorene Heimat in den Dingen

Anlässlich des Beginns von Flucht, Vertreibung und Deportation vor 70 Jahren zeigt das Haus des Deutschen Ostens in München die neue Ausstellung „Mitgenommen: Verlorene Heimat in Dingen“. Die Schau wird am 11. Juni 2015 eröffnet und steht unter der Schirmherrschaft von Emilia Müller, bayerische Staatsministerin für Arbeit und Soziales, Familie und Integration.

Neben Führungen werden Begleitveranstaltungen wie etwa ein Zeitzeugengespräch mit Dr. Peter Becher und Prof. Dr. Eduard Hlawitschka sowie ein thematischer Vortrag angeboten.

Dieter Göllner (KK)

Unverwandt

So blicken Kinder auf ihr Vertreibungsschicksal, und wir sollten ihrem Blick folgen

In Bayern fanden 1945 viele Heimatvertriebene aus den deutschen Ostgebieten eine neue Heimat, auch im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben. Im Jahr 1950, so Bezirksheimatpfleger Dr. Peter Fassel, hatten sie in Schwaben einen Anteil von 25 Prozent. Grund genug für den Bezirk, diesen Flüchtlingsströmen genau 70 Jahre danach eine Ausstellung zu widmen, aus einer speziellen Sichtweise allerdings, nämlich der der Flüchtlingskinder. Denn sie sind es, die heute noch Zeugnis über die Geschehnisse ablegen können, wo konkrete Exponate fehlen. Sie wissen, was für Eindrücke und Gefühle der Wechsel in eine fremde neue Heimat bei ihnen hervorgerufen hat.

Ausstellungskuratorin Stefanie Kautz sah bei diesem Ausstellungskonzept „eine der letzten Gelegenheiten“, Zeitzeugen zu befragen und ihr Erleben zu dokumentieren. Während der bereits laufenden Vorberei-

tungen zur Ausstellung erfuhr das Thema Flüchtlinge angesichts der aktuellen politischen Lage plötzlich eine schmerzliche Aktualität. Betroffen von Flüchtlingsströmen war auch der Bezirk Schwaben. Wieder kamen (und kommen) Menschen, um sich in der Fremde eine Heimat zu suchen – auch Kinder. Die Idee, die beiden Aspekte desselben Themas zu verknüpfen, ergab sich zwangsläufig. Obwohl die beiden Gruppen von Flüchtlingskindern Generationen trennen und die Flüchtlinge heute aus ganz anderen Kulturkreisen stammen, lässt sich die Parallele nicht leugnen: Dem persönlichen Empfinden nach haben sie das gleiche Schicksal, müssen sich in einer fremden Umgebung einen Platz suchen, gegen Vorurteile und Unfreundlichkeit ankämpfen und für Verständnis dankbar sein.

Die eher übersichtliche Ausstellung im idyllischen Ambiente des Schlosses Höchstädt

hoch über der Donau ist unter diesem Aspekt zweigeteilt: Zwei Räume widmen sich den Zeugnissen von Heimatvertriebenen – Gegenstände, Fotos und Tondokumente, die abrufbar sind. In zwei weiteren kommen Flüchtlingskinder von heute mit Fotos, Steckbriefen und eigenen Zeichnungen zu Wort und Bild. Der Dokumentation zu den Heimatvertriebenen gingen Interviews voraus, in denen Flüchtlinge aus dem Sudetenland, aber auch aus Ostpreußen, Schlesien und der Bukowina ihre Kindheitserinnerungen preisgaben. Sie waren damals zwischen fünf und elf Jahre alt. Manche Erinnerungen stammen auch von Kindern, die selbst gar keine Flüchtlinge waren, aber als Kinder von Flüchtlingen die latente Stigmatisierung erleben mussten. So lebt Dr. Ortfried Kotzian, ehemaliger



Vermeintlich lächeln alle: die Puppe, die Mutter, das Kind. Nur Freude ist keine in dem Bild – etwas Hoffnung vielleicht

Bild aus der Ausstellung

Leiter des Augsburger Bukowina-Instituts und des Hauses des Deutschen Ostens in München, seit Jahrzehnten mit einem Geburtsort im Personalausweis, der ihm nichts bedeutet. Seine Mutter musste dahin zur Entbindung, weil diese den Flüchtlingsfrauen woanders nicht gestattet war. Geschichten wie diese sind in der Ausstellung thematisch zusammengefasst, schriftlich, aber auch in einer Hörstation abrufbar. Fotos und Karten erleichtern die Zuordnung und die Vorstellung vom Leben vor 70 Jahren.

Eine besondere Rolle spielt der Ausstellungsort selbst: Im Schloss Höchstädt, dem damals ein Altenheim angegliedert war, waren auch Flüchtlinge untergebracht. Die Familie von Anna Waschner hat vier Jahre lang da gelebt. Im Rahmenprogramm bietet sie eine Führung durch das Schloss ihrer Kindheit an. Der Vater hatte als Hausmeister ein kleines Zimmer zugeteilt bekommen, Küche gab es keine, die Essensversorgung wie auch die Wäsche liefen über das Altenheim. Ergänzt werden die Erinnerungszeugnisse durch einige wenige Ausstellungsobjekte – Koffer, Puppen, Kinderwagen. Den heutigen Erwartungen kommt ein eigens erstelltes Computerspiel entgegen, wo man erfahren kann, wie es ist, sein bisheriges Leben auf einen Koffer zu reduzieren und das Wichtigste auswählen zu müssen.

In dieser Hinsicht hat sich an der Flüchtlingsrealität auch heute nicht viel geändert. Für den zweiten Teil der Ausstellung hat Fotografin Christina Bleier intensiven Kontakt mit sechs Flüchtlingskindern (7 bis 12 Jahre alt) und ihren Familien aus dem Irak, Syrien, der Ukraine, Serbien und Mazedonien aufgenommen und diese in ihrem Alltag in Augsburg begleitet. Die Kinder wurden selbst aktiv und haben „ihr Deutschland“ in Fotos und Zeichnungen festgehalten. Aus liebevoll selbstgestalteten Steckbriefen entstanden Ausstellungsdisplays, die die Erlebniswelt der Kinder, aber

auch ihre Wünsche und Träume festhalten und Aufschluss darüber geben, dass Kinder unabhängig von Zeit und Raum ähnlich „ticken“. Dieser Teil der Ausstellung wird nach dem 12. Oktober 2015 auch noch in der Stadtbücherei Augsburg gezeigt.

Die ungewöhnliche Koppelung der Flüchtlingschicksale von vor 70 Jahren und von heute mag den einen oder anderen Ausstellungsbesucher befremden. Den Ausstellungsmachern ist jedoch durch diese unkonventionelle (wiewohl naheliegende) Betrachtungsweise der Bogen gelungen, der leider allzu oft übersehen wird: Not, Krieg, Unrecht fordern immer unschuldige Opfer unter den Schwächsten, und diese erfahren zu allen Zeiten ähnliche Befindlichkeiten. Aus der Heimat flüchten müssen

bringt, unabhängig von allen politischen Konnotationen, Leid über die Menschen. Und Kinder reagieren da sensibel, auch wenn sie sich vordergründig schnell mit den neuen Gegebenheiten arrangieren. Die Zeitzeugen von vor 70 Jahren haben, wie sich in den Interviews zeigt, auch aus der Distanz noch viel in ihrem Erinnerungsgepäck, das bis heute nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Die Ausstellung „Neustart“ ist im Schloss Höchstädt im Landkreis Donau-Ries bis zum 4. Oktober zu sehen und wird von einem umfangreichen Rahmenprogramm (Ferienprogramm, Führungen, Zeitzeugenberichte usw.) flankiert. Informationen dazu gibt es unter www.bezirk-schwaben.de.

Halrun Reinholz (KK)

Es blüht und gedeiht – und heilt

Das Westpreußische Landesmuseum mit blütenreichem Neustart

Das Ende vergangenen Jahres eröffnete Westpreußische Landesmuseum in Warendorf bietet seinen Besuchern mit der neu konzipierten Dauerausstellung facettenreiche Einblicke in die Geschichte und Kultur des historischen Westpreußen, dessen Gebiet heute Teil der Republik Polen ist. Im ehemaligen Franziskanerkloster aus dem 17. Jahrhundert werden unter dem Motto „Begegnungen mit einer deutsch-polnischen Kulturregion“ sowohl die Historie der Region, die Blüte und der Reichtum aus der Hansezeit dargestellt wie auch die dunklen Kapitel des Massakers im Birkenwald von Piasnitz und der Einrichtung des Konzentrationslagers Stutthof.

Seit Mitte April 2015 ist auch die Sonderchau „Klöster – Burgen – Stadthäuser: Gärten im Mittelalter“ zu besichtigen. Die Kuratorin Dr. Alice Selinger (Dreieich) betonte in ihrem Vortrag bei der Vernissage u.a.: „Verglichen mit der hoch entwickelten

Gartenkultur der römischen Antike oder des islamischen Raumes waren die Gärten des Mittelalters in Mitteleuropa unspektakulär. Kenntnisse zu diesen Gärten haben wir vor allem aus der Buchmalerei und Dichtung.“

Neben den Klostergärten werden die Burg- oder Lustgärten der ritterlich-höfischen Gesellschaft als typische Erscheinungen des Hochmittelalters vorgestellt. Damals wurde nämlich der Garten zum ersten Mal in der Geschichte als Erholungs- und Entspannungsort wahrgenommen. Mit dem Aufblühen der Städte und des Handels entstanden im Spätmittelalter die bürgerlichen Gärten, die dem Vorbild der aristokratischen Anlagen nacheiferten. Die Klostergärten der Mönche gelten als die ersten systematisch angelegten und geplanten Gärten des frühen Mittelalters. Die gezüchteten Heilkräuter dienten sowohl der Versorgung der Klöster wie auch den

*Wehrhaft ummauert
und doch einladend
offen: Paradiesgarten
in einer mittelalterlichen
Darstellung*

Bild: Westpreußisches Landesmuseum Warendorf



mittelalterlichen Apotheken. Der Klosterplan von St. Gallen ist die früheste erhaltene Darstellung einer idealen Klosteranlage und entstand im Kloster Reichenau am Bodensee um 820. Auf dem Plan sind die Grundrisse von etwa 50 Gebäuden und mehreren Gartenanlagen zu sehen. Zu entdecken sind auch „heilige Zahlen“, die bei der Gestaltung der Klostersgärten eine wichtige Rolle spielten. Im Mittelalter galten Zahlen als Symbole für den von Gott in perfekter Harmonie geordneten Kosmos.

Erwähnung findet auch Walahfrid Strabo (809 bis 849), ein Abt des Benediktinerklosters Reichenau am Bodensee. Der Dichter, Botaniker und Erzieher am Hof der Karolinger schrieb um das Jahr 840 das „Buch über die Kulturen der Gärten“, bekannt als „Hortulus“. In lateinischer Versform beschreibt er darin Pflanzen und deren Wirkung. Strabo informiert auch über die damaligen Methoden des Gärtnerns.

Als ein Meilenstein in der Entwicklung der Gartenkultur wird die Landgüterverordnung Karls des Großen dargestellt. In der „Karolingischen Renaissance“ im 8. Jahrhundert sollte die Kultur der Antike wiederbelebt werden, wobei die Verordnung „Capitulare

de villis vel curtis imperii“ für die Bewirtschaftung der kaiserlichen Landgüter und Herrenhöfe eine bedeutende Rolle spielte.

Ein Thema, das im Mittelalter häufig von Malern und Buchillustratoren aufgegriffen wurde, ist der Hortus Conclusus, der „verschlossene Garten“. Dieses Bildmotiv ist eng mit der Mariensymbolik verknüpft. So wird auf vielen Marienbildern ein Garten mit Elementen gezeigt, die es auch in der Realität gab. Auf manchen Gemälden wiederum wird der Garten nur angedeutet, beispielsweise durch ein Stück Mauer oder ein Tor.

Die Sonderausstellung rund um mittelalterliche Gärten ist im Westpreußischen Landesmuseum Warendorf bis zum 9. Juni zu besichtigen. Zum Begleitprogramm gehören ein Vortrag von Professor Dr. Klaus Militzer (Köln) über „Jagd und Adelsfeste im Deutschen Orden“ (7. Mai), eine Sonderführung mit Pater Dominikus Göcking OFM (Warendorf) auf den „Spuren des Klosterlebens in Warendorf“ (10. Mai) sowie ein Vortrag von Professor Dr. Erik Fischer (Bonn) über „Hildegard von Bingen und die Universalität des Mittelalters“ (28. Mai).

D. G. (KK)

Als das Schwarze Meer seine Leuchtkraft verlor

Nach einem guten Jahrhundert ging die Siedlungsgeschichte der Deutschen in Bessarabien 1940 zu Ende

Über die deutschen Siedlungen in Bessarabien (1814–1940) zeigt das Gerhart-Hauptmann-Haus. Deutsch-osteuropäisches Forum, Düsseldorf, bis zum 18. Mai die Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute“.

Im Jahr 1812 lud Zar Alexander I. deutsche Siedler ein, sich in Bessarabien niederzulassen, und versprach ihnen Land und Freiheitsrechte. Die Einwanderer stammten überwiegend aus Südwestdeutschland und aus Preußen. Im Laufe ihrer 125-jährigen Siedlungsgeschichte entwickelten die Deutschen hier ein prosperierendes Gemeinwesen, das durch lokale Autonomie und eine religiös-pietistisch grundierte Ethik geprägt war. Als kleine Minderheit in einer bunten Vielfalt ethnischer und religiöser Gemeinschaften lebten sie mit Moldauern, Russen, Ukrainern, Bulgaren, Juden und anderen Gruppen in friedlicher Nachbarschaft.

Während des Ersten Weltkrieges entgingen

diese Deutschen nur knapp der Deportation nach Sibirien. 1918 kam Bessarabien unter rumänische Oberhoheit. 1940 wurden, als Folge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes (Molotow-Ribbentrop-Pakt 1939), 93 500 Deutsche aus Bessarabien aus- und 1941/42 größtenteils im besetzten Polen angesiedelt. Anfang 1945 mussten sie flüchten und sich im geteilten Deutschland eine neue Existenz schaffen.

Im Rahmen der Ausstellung zeigte das Gerhart-Hauptmann-Haus den Dokumentarfilm „Exodus auf der Donau“ von Péter Forgács. Der mehrfach preisgekrönte Film basiert auf dokumentarischem Material, das im Nachlass des Ungarn Nándor Andrásovits gefunden wurde. Er war Kapitän des Donaudampfers „Königin Elisabeth“ und ein begeisterter Amateurfilmer.

1940 transportierte sein Schiff mehrere hundert jüdische Flüchtlinge aus Wien und Pressburg/Bratislava die Donau abwärts



Willkommenskultur in deutscher Fraktur: Donaudampfer mit Rücksiedlern im rumänischen Hafen Galatz/Galati

Bild aus der Ausstellung

nach Palästina. Sie waren zum Teil bereits in KZs gewesen und von jüdischen Hilfsorganisationen freigekauft worden. Auf der Rückreise nahm er im rumänischen Galatz/Galati 600 deutsche Umsiedler an Bord, die donauaufwärts in das Umsiedlungslager Semlin in Jugoslawien gebracht wurden. Später folgten weitere solche Transporte mit deutschen Umsiedlern. Kapitän Andrásovits filmte den Alltag auf dem Schiff in allen seinen Facetten. Der Filmemacher Péter Forgács unterlegt das authentische Bildmaterial mit historischen Dokumenten und Erzählungen von Zeitzeugen, z. B. Interviews von damaligen Passagieren. Besonders bewegend ist der Kontrast zwischen den bangen Hoffnungen der entkommenden Juden und der gedrückten Stimmung der deutschen Umsiedler.

Im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa ist gleichsam als Begleitbuch zur Ausstellung erschienen: Ute Schmidt, „Bessarabien. Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer“, mit zahlreichen Abbildungen und Karten sowie Registern auf 420 Seiten. Es gibt auch eine amerikanische (Bessarabia. German Colonists on the Black Sea, Fargo 2011) und eine rumänische Ausgabe (Basarabie. Colonistii germani de la Marea Neagra, Chisinau 2014). Das Buch beschreibt die Herkunft der Bessarabiendeutschen, ihre von lokaler Autonomie und protestantischer Ethik geprägte ländliche Kultur sowie das Zusammenleben mit den anderen Nationalitäten wie Rumänen, Ukrainern, Russen, Juden und Bulgaren.

(KK)

Geschichte zukunftstauglich machen

Der Breslauer Stadtmuseograph Maciej Łagiewski

Die polnisch-deutsche Verständigung ist ohne das jahrzehntelange Wirken des Direktors der Breslauer städtischen Museen, Dr. Maciej Łagiewski, undenkbar. Geboren wurde er am 8. Mai 1955 in Breslau/Wrocław, zu einer Zeit und an einem Ort, da an derlei gar nicht zu denken war. Nach seinem Jurastudium an der Universität Breslau wandte er sich als akademischer Lehrer der Rechts-, Kunst- und Kulturgeschichte sowie der Ethnographie zu. 1983 wurde er Adjunkt und später Kustos im Architekturmuseum Breslau.

In dieser Zeit initiierte und leitete er auf dem Breslauer Alten Jüdischen Friedhof die dringende Renovierung, die auch von deutscher Seite gefördert wurde. Ziel war es, den Friedhof als Kulturdenkmal wieder der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Hierfür war ein Höchstmaß an Einsatzbereitschaft und Sachkunde erforderlich, weil dieser Friedhof weit mehr als eine

Begräbnisstätte ist. Er ist ein Zeugnis der alten Stadt Breslau, ein Stück schlesischer und deutsch-jüdischer Geschichte. Aufgrund seiner hervorragenden Arbeit wurde Łagiewski 1991 Direktor des Historischen Museums der Stadt.

In den Jahren des demokratischen Wandels in der Volksrepublik Polen gehörte er der Solidarnosc-Bewegung an. Ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung führte ab 1987 zu zahlreiche Kontakten in die damalige Bundesrepublik Deutschland und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus zu einer beispielhaften Verständigungsarbeit. Bei dem Zustandekommen der Partnerschaft des Landes Niedersachsen und der damaligen Woiwodschaft Wrocław im Jahre 1992 war er ein unverzichtbarer Katalysator. Diese Partnerschaft besteht nun seit 23 Jahren und ist ein herausragender Beleg für die ständig wachsende deutsch-polnische Verständigung.



Auch der ebenmäßigste Torbogen trägt nicht von selbst: Maciej Łagiewski im Einsatz für die Breslauer Kulturgeschichte

Bild: der Autor

Als der vom Land Niedersachsen 1977 gestiftete Kulturpreis als Zeichen der Verbundenheit des Landes Niedersachsen mit den in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Schlesiern ab 1991 zu einem deutsch-polnischen Kulturpreis weiterentwickelt wurde, war Dr. Łagiewski erster polnischer Preisträger. Ein Jahr später wurde er aufgrund seiner Sachkunde und seines Einsatzes für die Erhaltung des verbliebenen deutschen Kulturgutes vom niedersächsischen Innenminister zum Mitglied der Jury des Preises ernannt. Diese Tätigkeit übt er seitdem ununterbrochen aus.

Seine beispielhaft positive Haltung im deutsch-polnischen Verhältnis war schon 1995 erkennbar, als er die Forderung erhob: „Uns ist sehr wichtig, dass in den westlichen und nördlichen Landesteilen Polens ein neues historisches Bewusstsein entsteht. Es ist ein Hauptanliegen, die polnische Tradition und die Kulturgüter der früheren Bewohner zusammenzuführen.“

In Anerkennung seiner vorbildlichen Leistungen wurde Dr. Łagiewski 1999 zum Direktor der Städtischen Museen in Breslau berufen. In dieser Zeit und den folgenden Jahren waren die bauliche Wiederherstellung des Breslauer Königsschlusses, die

Herrichtung als Museum und die Vorbereitung der Dauerausstellung „1000 Jahre Wrocław/Breslau“ seine Hauptaufgaben, die er mit Hingabe löste. Das wird auch in dem Führer durch die Ausstellung deutlich, in dem er bekennt: „Es war die Intention der Ausstellungsmacher, zum ersten Mal eine Ausstellung frei von politischen Emotionen und ohne einseitigen Kommentar zu schaffen, die ausschließlich auf authentischen Objekten basiert ... Die Vergangenheit kann die Gegenwart nicht vergiften – sie kann nur authentisch sein. ... In Breslau, an dem Ort, an dem wir uns heute befinden, definieren wir Geschichte und deformieren sie nicht.“

Wegen dieser immer von größter Objektivität getragenen Haltung und Verständigungsarbeit wurde er nicht selten von rückwärtsgewandten Kräften kritisiert, viel öfter aber wurde er geehrt. Hohe polnische und deutsche Auszeichnungen sind der Beweis. Beide Länder haben ihm viel zu verdanken.

Horst Milde (KK)

Vom 28. bis zum 30. April 2015 treffen sich in **Klausenburg/Cluj** (Rumänien) Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen (Soziologen, Philosophen, Historiker, Politologen, Kommunikationswissenschaftler, Literaturwissenschaftler u. a.), um im Rahmen einer dreitägigen Konferenz über das brisante und derzeit in Rumänien hochaktuelle Thema „**Minderheitenpolitik und Wertewandel**“ zu diskutieren. Die Konferenz wird von der **Deutschen Gesellschaft e. V. Berlin** in Kooperation mit der **Fakultät für Europastudien** und dem **Institut für deutschsprachige Lehre und Forschung an der Universität Babes-Bolyai Klausenburg** realisiert.

(KK)

Handreichung für ein kurzes Leben und ein Werk, das „im Dunkeln“ endete

Hans Weichselbaum: Georg Trakl. Eine Biographie. Otto Müller Verlag, Salzburg 2014, 224 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 24 Euro (E-Book 19,99 Euro)

Auf dem „Einreichungsbogen“ für die Teilnahme am Wettbewerb der Kulturabteilung des Landes Salzburg „Ausstellung Georg Trakl 1914–2014“ (letzte Arbeiten von Georg Trakl und/oder seine biographischen Umstände) wird auf die Trakl-Biographie von Hans Weichselbaum „besonders“ hingewiesen. 1994/1995 sei sie im Otto Müller Verlag erschienen, sei jedoch derzeit „leider vergriffen“, wenn auch „in diversen Bibliotheken einzusehen“. Dass bereits im April 2014 Hans Weichselbaums nicht nur bei Insidern gut bekannte und geschätzte Trakl-Biographie bei Otto Müller in überarbeiteter Form erscheinen konnte, selbstverständlich aus Anlass des 100. Todestags am 3. November 2014, wurde zum Zeitpunkt der Ausschreibung wohl nicht für realistisch gehalten.

Hans Weichselbaum, dem seit 1972 amtierenden Leiter der Trakl-Forschungs- und -Gedenkstätte und Geschäftsführer des Internationalen Trakl-Forums in Salzburg, Oberösterreich der Jahrgangs 1946 und ehemaliger Gymnasiallehrer, ist es gelungen, rechtzeitig weitere eigene Forschungsergebnisse zu Werk und Wirken des Salzburger Poeten (1887–1914) in den ursprünglichen Text einzuarbeiten und sehr ansprechend zu publizieren. Der wissenschaftliche Anspruch ist hoch, was sich schon an den 53 Seiten Anmerkungen und Bibliographie zeigt. Weichselbaum erweist sich in der überarbeiteten Neuauflage wieder als einer der allerbesten Kenner der Persönlichkeit des Dichters und seines für die Forschung nach wie vor interessanten Werkes. Den biographischen Text zu lesen ist eine reine Freude für alle, die oberflächliches Lesen verabscheuen, vielmehr an exakten, da und dort revidierten Fakten und Jahreszahlen großes Interesse haben.

Der Autor geht, wie schon 1994, streng chrono-

logisch vor. Er befasst den Leser zunächst mit Georg Trakls Herkunft und Kindheit, kommt auf die Jugendzeit (1901–1908) zu sprechen, die in die Lehrjahre (bis 1912) übergeht, bis er auf die letzten drei Lebensjahre seines Helden eingeht. Die immer stärker dem Tod durch zu hohen Drogenkonsum zutreibende Zeit stellte der Autor unter das Motto „Ohne Weg“, dem er das Trakl-Zitat „Im Dunkeln enden“ nachsetzt. Ein Inhaltsverzeichnis vermisst man nicht. Weichselbaum bietet jede nur denkbare Abbildung, die den Text erhärtet und bereichert, eigentlich nie schlicht begleitet. Dafür sind die beigebrachten Fotos viel zu rar und aussagekräftig. Es handelt sich teils um Abbildungen von Personen (einschließlich Porträts des Dichters), Örtlichkeiten, Gebäuden, Wiedergaben von Autographen, Buchauszügen und Erstausgabencovers sowie Korrespondenz-Passagen und Dokumenten, teils um Fotos aus dem Familien- und Freundeskreis.

Der Leser kann sich anhand dieser sehr präzisen, gut und gerne weit ausholenden Darstellung ein in sich schlüssiges Bild dessen machen, der hier im Zentrum des Interesses steht – auch wenn Weichselbaum sich der noch immer nicht völlig geklärten Abschnitte aus Trakls allzu kurzem Leben bewusst sein dürfte. Damit ist speziell die Frage nach der Intensität der Beziehung zur Schwester Grete Langer-Trakl angesprochen, die von einigen Forschern als inzestuös erachtet wird.

Der Trakl-Forschung ist also kein Ende. Doch dürfte Hans Weichselbaums Arbeit nach wie vor die gründlichste und nicht zuletzt lesbarste Vita des Salzburgers sein, dem man sich als Neugieriger nähern möchte, um mit seinem verdüsternden lyrischen Werk einigermaßen zurechtzukommen.

Hans Gärtner (KK)

Als „Kriegsgefangene ohne militärischen Rang“ in russischen Weiten

Gefangen in Sibirien. Tagebuch eines ostpreußischen Mädchens 1914–1920. Hg. v. Karin Borck

und Lothar Kölm. fibre Verlag, Osnabrück, 276 S., 25 Euro

„Einen Monat nach dem Kriegsausbruch wurden wir Zivilisten unserer Heimat entrissen und nach dem Orient transportiert. Auf unserer weiten Reise durchquerten wir das europäische Rußland und Sibirien. Wir sahen auf dieser weiten Fahrt so manche Stadt, so manches Dorf, unabsehbare unbebaute Flächen, Wälder und unendliche Sümpfe. So mancher Volksstamm fiel uns auf. In einem fast dreijährigen Zeitraum ist uns die Gelegenheit aufgedrungen, mit den Sibiriern in nähere Beziehung zu treten und deren Sitten und Gebräuche kennenzulernen“, schrieb die zwölfjährige Elisabeth Sczuka am 25. März 1917 in ihr Tagebuch.

Im August 1914 war die Familie Sczuka aus dem kleinen, wenige Kilometer von der Grenze zu Russland entfernt gelegenen Ort Popowen im ostpreußischen Kreis Lyck in russische Kriegsgefangenschaft geraten. Sie teilten das Schicksal von über 11 000 ostpreußischen Zivilisten als „Kriegsgefangene ohne militärischen Rang“. Anfang September 1914 begann die über 5000 Kilometer lange Fahrt im Güterwagen nach Sibirien, das sie erst 1920 wieder verlassen konnten. Über diese Zeit, die Lebensumstände im Lager Krasnojarsk und an anderen Orten, über Sibirien, die Sibirier und ihr Leben hat Elisabeth Sczuka ein faszinierendes Tagebuch verfasst. Es gehört zu den wenigen Beispielen von Aufzeichnungen von Kindern, die als historische Quelle gelten können.

(KK)

Verheerende Irrtümer beiderseits

Münchner Dies Academicus zur russischen Invasion in Ostpreußen 1914

Der Münchner Heinz Starkulla, Zeitungswissenschaftler und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Ost- und Westpreußische Landeskunde, initiierte am Dies Academicus der Ludwig-Maximilians-Universität Mitte Oktober eine vierteilige Vorlesungsreihe „Die russische Invasion in Ostpreußen 1914“. Als Partner hatte er das Haus des Deutschen Ostens, dessen

Direktor Dr. Andreas Otto Weber moderierte, und die Ludwig Delp Stiftung gewonnen.

Die aus St. Petersburg stammende Assistentin vom Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte, Ekaterina Makhotina, zeichnete den politischen Rahmen und die militärischen Entwicklungen nach. Russische Generäle hatten zwar seit 1880 Pläne für einen europäischen Krieg entwickelt, waren aber 1914 nicht vorbereitet und mussten gegen ihren Willen mit zwei Armeen vorzeitig in Ostpreußen einfallen. Die Soldaten hatten keine Gefechtserfahrung und stürmten ungeschützt vor. Es flossen Ströme russischen Bluts. Dennoch errangen sie einen Sieg bei Gumbinnen, Hindenburg und Ludendorff aber gelang es, in zwei Schlachten in Masurien die Angreifer zu vernichten.

In Ostpreußen wurden ganze Landstriche verwüstet, Hunderte wurden als vermeintliche Spione erschossen. Besonders hart traf es den Kreis Ortelsburg. Fabriken wurden abgebaut und nach Osten transportiert.

Die Referentin legte dar, dass die russische historische Forschung den Ersten Weltkrieg bisher kaum beachtet hat. Im öffentlichen Bewusstsein gab es den Vaterländischen Krieg gegen Napoleon und den Grossen Vaterländischen Krieg gegen Hitler. Ein 1918 für den Ersten Weltkrieg errichtetes Museum wurde nach einem Jahr wieder geschlossen. Stalin sprach von einem „verbrecherischen Krieg des Zaren“, Soldatenfriedhöfe wurden eingeebnet. Erst 2004 wurde in Moskau eine Gedenktafel für die Gefallenen enthüllt, im August 2014 in einem Vorort von St. Petersburg wieder ein Museum eröffnet. So beginnt erst jetzt eine Erinnerungskultur zu wachsen.

Der Architekt Wulf Dietrich Wagner, Vorstandsmitglied der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, der zur Zeit an einem Lexikon der ostpreußischen Güter arbeitet, zeigte mit vielen Bildern den architektonischen Reichtum des Landes, Zerstörungen und Wiederaufbau. Wäre Ostpreußen länger besetzt gewesen, wäre dieser nicht möglich gewesen. So aber gab es eine staatlich gelenkte enorme Anstrengung im Rahmen der vom Preußischen Ministerium des Innern festgelegten „Behördlichen Organisation für den Wiederaufbau“. 500 Architekten aus dem Reich kamen nach Ostpreußen und arbeiteten

nach dem „Generalplan unseres Könnens im größten Architekturexperiment“. Man wollte ein Ideal schaffen, alle mussten sich den Regeln der Bürokratie unterwerfen. Das Ergebnis war ein oft einheitliches Bild, jedoch mit vielen Details, manchmal verspielt. Der Kaiser kam persönlich, um sich vom Stand der Arbeiten zu überzeugen.

Ostpreußen als Kornkammer des Deutschen Reichs brachte auch die Landwirtschaft schnell wieder in Gang. Schon im Herbst 1914 wurde mit der Kartoffelernte begonnen.

Heinz Starkulla referierte über die Kriegsberichterstattung und Propaganda. Die Pressezensur wurde durch die oberste Heeresleitung ausgeübt und war chaotisch. Ziel war es, die eigene Bevölkerung zu ermutigen und den Feind zu entmutigen. Zu Kriegsbeginn machten die Zeitungen in Fortschrittsoptimismus. In den „Münchner Neuesten Nachrichten“ hieß es: „Kriegswunden haben die Schrecken der Vergangenheit verloren“, moderne Medizin und neue Waffen würden eingesetzt, Seuchen werde es nicht mehr geben.

In das Jahr 1914 fiel auch eine Veränderung der äußeren Aufmachung von Zeitungen und Zeitschriften. Nach amerikanischem Vorbild gab es Schlagzeilen und verschiedene Schriftgrößen. In den Großstädten erschienen die Zeitungen zweimal, wenn nicht dreimal täglich. Sie nutzten die mit dem Namen Hindenburg verbundene riesige Euphoriewelle: „Eine Viertelmillion Russen haben wir zum Teufel gejagt“. Patriotische Gedichte wurden abgedruckt wie „Das Volk in Eisen“ von Paul Lindenberg (gestorben 1944). Reportagen von der Front machten Hindenburg zum Volkshelden.

Je weiter man allerdings nach Westdeutschland kam, umso spärlicher wurden Berichte über Ostpreußen. Im Vordergrund stand hier der Krieg im Westen, allerdings schlug sich das Geschehen im Osten in Kolossalgemälden nieder.

Der Düsseldorfer Germanist Johannes Wassmer berichtete über den Nachhall in der Literatur, den das einschneidende Erlebnis der russischen Invasion hervorgebracht hat. Neben der nach 1945 erschienenen Erinnerungsliteratur beschäftigte er sich mehr mit der Trivilliteratur während und nach dem Ersten Weltkrieg. Analysiert wurde, wie die Schriftsteller, die manchmal pro Jahr ein Buch auf den Markt brachten, das nationale Gefühl ansprachen. Ausführlich zitiert

wurde aus den einst vielgelesenen Büchern „Aus tiefer Not“, „Als die Kosaken kamen“, „Von Masuren nach Sibirien“ und „Die Russenzeit in Ostpreußen“.

Norbert Matern (KK)

Giftschrank des Kommunismus

Konferenz zum Umgang mit Geheimdienstakten

Vom 28. bis zum 30. April 2015 findet im Auditorium des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums der Humboldt-Universität zu Berlin die Internationale Konferenz „Aus den Giftschränken des Kommunismus – Methodische Fragen zum Umgang mit den Überwachungsakten in Südost- und Mitteleuropa“ statt. Die vom Institut für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin, dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS) und dem European Network Remembrance and Solidarity (ENRS) veranstaltete Konferenz widmet sich zentralen Fragen der Aufarbeitung kommunistischer Geheimdienstarchive in Ostmittel- und Südosteuropa.

Was sagt der Inhalt einer Überwachungsakte tatsächlich über die kommunistische Epoche und ihre Akteure aus? Lassen sich Opfer- und Täterrollen immer eindeutig zuordnen? Wo endet die Aufarbeitung zum Wohle der Gesellschaft und wo beginnen persönliche Rachefeldzüge? Ein Höhepunkt der Veranstaltung wird die öffentliche Podiumsdiskussion „Opfer! Täter! Volksverräter! – Die Aufarbeitung geheimdienstlicher Archivbestände in Ostmittel- und Südosteuropa“ sein, die am 28. April, 19.30 Uhr, stattfindet. Es diskutieren der Autor Uwe Kolbe (Hamburg), die Literaturwissenschaftlerin Michaela Nowotnick (Berlin), die Bürgerrechtlerin und Brandenburger Landesbeauftragte zur Aufarbeitung der Folgen der kommunistischen Diktatur Ulrike Poppe (Potsdam), der Theologe und Präsident des Instituts für die Erforschung der Verbrechen des Kommunismus Radu Preda (Bukarest) und der Zeithistoriker Krisztián Ungváry (Budapest).

Der Schwerpunkt der Konferenz liegt auf den Ländern Ostmittel- und Südosteuropas. Hinterfragt und von rund 30 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern kritisch diskutiert wird

der Aussagewert der Überwachungsakte als Quelle für die Forschung. In der Keynote Lecture spricht der rumänische Dissident, Politikwissenschaftler und Publizist Gabriel Andreescu über das Wie und Warum der Manipulation in Archiven der politischen Polizei. Der erste Teil der Tagung ist der europäischen Dimension der Aufarbeitung des kommunistischen Erbes gewidmet. Experten aus Albanien, Deutschland, der Republik Moldau, Rumänien, der Slowakei, der Tschechischen Republik und Ungarn berichten über die Situation der Aufarbeitung und der Zugänglichkeit der einschlägigen Archive in ihren Ländern, unter ihnen Marianne Birthler, Bundesbeauftragte a. D. für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, und Dragos Petrescu, Vorsitzender des rumänischen Nationalrats für das Studium der Archive der Securitate.

Um den Blick für einen verantwortungsvollen Umgang mit den Akten „aus den Giftschranken des Kommunismus“ zu schärfen, liegt ein inhaltlicher Schwerpunkt der Veranstaltung auf Minderheiten und Randgruppen. An zeithistorischen Beispielen aus der DDR, Tschechien, Rumänien und Ungarn werden Probleme diskutiert, die heute wieder aktuell sind: das Verhältnis zu Gemeinschaften, die für illoyal oder gar gefährlich gehalten werden, und das Ausmaß staatlicher Kontrolle zur Abwehr (vermeintlicher) äußerer und innerer Feinde.

Als Rahmenveranstaltung findet am Mittwoch, dem 29. April, um 19 Uhr im Literaturhaus Berlin eine Autorenlesung mit Susanne Schädlich statt, die aus ihrem 2014 erschienenen Buch „Herr Hübner und die sibirische Nachtigall“ (Droemer Verlag) lesen wird.

An der Veranstaltung nehmen mit finanzieller Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) fünfzehn Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa teil. Im Anschluss an die Konferenz werden in Zusammenarbeit mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU) mehrere Workshops durchgeführt.

Konferenzsprachen sind Deutsch und Englisch. Es ist keine Anmeldung erforderlich. Der Eintritt zur wissenschaftlichen Tagung und zur Podi-

umsdiskussion ist frei, der Eintritt zur Lesung im Literaturhaus kostet fünf Euro. Konzept und Organisation liegen in den Händen von Dr. Florian Kühner-Wielach, Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, und Michaela Nowotnick, Institut für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin, Näheres unter www.giftschrank.net.

(KK)

Europäischer Karlspreis für Valentin Inzko

Der Hohe Beauftragte für Bosnien-Herzegowina, der österreichische UNO-Diplomat Valentin Inzko, wird am Pfingstsonntag, dem 23. Mai 2015, beim Sudetendeutschen Tag in Augsburg mit dem nach Kaiser Karl IV. benannten Europäischen Karlspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft ausgezeichnet.

Bernd Posselt, der Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, nannte Inzko einen „übertragenden Europäer, der aus eigenem Erleben wie aus der jahrzehntelangen Tätigkeit als Spitzendiplomat weiß, was völkerrechtswidrige Vertreibung sowie Unterdrückung von Volksgruppen- und Menschenrechten bedeuten“. Deshalb sei er „ein leidenschaftlicher Kämpfer für Frieden, Ausgleich und das Recht auf die Heimat. Persönlichkeiten wie er tragen entscheidend dazu bei, dass das Motto des diesjährigen Sudetendeutschen Tages, ‚Menschenrechte ohne Grenzen‘, Schritt um Schritt verwirklicht wird.“

Der Europäische Karlspreis der Sudetendeutschen wird für Verdienste um eine gerechte Völkerordnung in Mitteleuropa verliehen.

Valentin Inzko gehört der slowenischen Volksgruppe in Kärnten an, die er seit 2010 als Vorsitzender des „Rates der Kärntner Slowenen“ auch politisch vertritt. Seit 2009 fungiert er als Hoher Repräsentant für Bosnien-Herzegowina, wo er zur Aufrechterhaltung von Frieden und Sicherheit über sehr weitgehende Kompetenzen verfügt, namens der internationalen Gemeinschaft in die Politik des Landes einzugreifen.

Das Vertreibungsschicksal kennt er aus der eigenen Familie und aus seiner derzeitigen Arbeit auf dem Balkan. Der promovierte Jurist

und Absolvent der Diplomatischen Akademie in Wien übernahm seit den siebziger Jahren weltweit besonders schwierige diplomatische Missionen, so in der Mongolei, im Bürgerkriegsland Sri Lanka, im Südkaukasus, in Belgrad sowie im Sandžak von Novi Pazar. Von 1990 bis 1996 war er Kulturrat der Österreichischen Botschaft in Prag und gründete dort 1993 als Direktor das Österreichische Kulturinstitut. Wie Otto von Habsburg wurde Inzko, der auch der erste österreichische Botschafter in Bosnien-Herzegowina war, zum Ehrenbürger von Sarajewo ernannt. Inzko spricht Slowenisch, Deutsch, Kroatisch, Tschechisch, Russisch, Englisch und Französisch.

(KK)

Gedenkpark Paneuropäisches Picknick

Das Europäische Kulturerbe-Siegel erhielt der Gedenkpark Paneuropäisches Picknick im ungarischen Ödenburg/Sopron. Das Ministerium für Humanressourcen durfte 2014 das erste Mal Kandidaten aufstellen und schlug als einzigen Ort den Gedenkpark vor. Die Auszeichnung wurde am 15. April in der Europäischen Kommission in Brüssel übergeben. Das Europäische Kulturerbe-Siegel ist eine Initiative der Europäischen Union, die auf einer zwischenstaatlichen Initiative von 2006 aufbaut.

Das Siegel wurde mit dem Beschluss des Europäischen Parlaments und des Rates eingeführt. Die allgemeinen Ziele des Europäischen Kulturerbe-Siegels bestehen darin, anhand gemeinsamer Werte und Elemente der europäischen Geschichte und des kulturellen Erbes das Zugehörigkeitsgefühl der Bürgerinnen und Bürger, insbesondere von jungen Menschen, zur Europäischen Union zu stärken, den Stellenwert der nationalen und regionalen Vielfalt zu erhöhen und den interkulturellen Dialog zu fördern.

Zu diesem Zweck betont das Siegel den symbolischen Wert und vergrößert die Ausstrahlung der Stätten, die in der Geschichte und Kultur Europas und/oder beim Aufbau der Europäischen Union eine wichtige Rolle gespielt haben. Auswahlkriterien: europäische Dimension der Stätte, europaweiter oder grenzübergreifender Charakter der Stätte, Rolle der Stätte in der Ge-

schichte und Kultur Europas oder beim Aufbau der EU sowie ihre Verbindung zu maßgeblichen europäischen Ereignissen, Persönlichkeiten oder Bewegungen, Beitrag der Stätte zur Entwicklung und Förderung der gemeinsamen europäischen Werte.

Die EU-Mitgliedstaaten sind alle zwei Jahre zur Nominierung von zwei Stätten für das Europäische Kulturerbe-Siegel berechtigt. Die Teilnahme ist freiwillig. Die Auswahl von maximal einer Stätte pro Land erfolgt durch eine EU-Expertenjury. Bislang wurden 20 Stätten ausgezeichnet. 2015 erhalten u. a. die Danziger Schiffswerft (Polen), Münster und Osnabrück – Stätten des Westfälischen Friedens (Deutschland), die Akropolis (Griechenland) und Die Krone Aragón (Spanien) das Kulturerbe-Siegel.

„Die Ungarn haben dem Freiheitsdrang der DDR-Bürger Flügel verliehen“, sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel zum 20. Jahrestag des Paneuropäischen Picknicks und des Grenzdurchbruchs in Ödenburg.

(KK)

Deutsch-Russisches Haus Barnaul

Das Deutsch-Russische Haus in der westsibirischen Stadt Barnaul, um das es in den letzten Monaten Schließungsgerüchte gegeben hat, darf seine erfolgreiche Tätigkeit fortsetzen.

Das historische Gebäude im Stadtzentrum von Barnaul ist Ende der 1990er Jahre mit etwa paritätischen Finanzierungsanteilen der deutschen und der russischen Regierung à rund 400 000 Euro gründlich saniert und ausgestattet worden, um als Zentrum der deutschen Kultur für die über 50 000 Russlanddeutschen der Region Altai zu dienen.

Hartmut Koschyk MdB, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, dankte den Mitgliedern des Unterausschusses für auswärtige Kulturpolitik des Deutschen Bundestages, die sich im Dezember 2014 unter dem Vorsitz von Dr. Peter Gauweiler mit dem Kulturausschuss der Staatsduma der Russischen Föderation in Moskau zu Konsultationen getroffen und hierbei auch das Schließungsvorhaben ausgeräumt haben.

(KK)

Es orakelt im siebenbürgischen Burzenland

Ein Berliner Verlag blamiert sich – und den deutschsprachigen Literaturbetrieb gleich mit

Dies ist keine Buchbesprechung. Es ist eine Vermisstenanzeige. Vermisst werden Sprach- und Sachkenntnis sowie literarischer Geschmack. Ausreichend vorhanden sind Unkenntnis, Geschäftstüchtigkeit und Werbewirbel. Damit wird einem Lesepublikum vorgemacht, seine vermutlich düsteren Vorstellungen von Ost- und Südosteuropa in jüngster Vergangenheit bis Gegenwart träfen zu, wo sie sich doch mit denen einer jungen aufgeklärten Autorin decken, die so oberflächlich wie feierlich rezensiert, auf der SWR-Bestenliste geführt und für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert worden ist. So muss es kommen, wenn Ignoranz in Gefühligkeit und dazugehörige Duselei umschlägt.

Wissen hat noch nie geschadet, auch nicht beim Bücherschreiben. Muss man aber wissen, dass die deutschen Ordensritter in Siebenbürgen mit der Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen nichts zu tun haben, oder dass sächsische Kaufleute seinerzeit auch mit Orientteppichen gehandelt und einige davon ihrer Heimatkirche, etwa der Kronstädter Schwarzen Kirche, gestiftet haben? Nein, das muss man nicht, es sei denn, man schreibt ein Buch darüber.

Nun hat Ursula Ackrill zwar kein Buch darüber, aber darüber in einem Buch geschrieben, das von den Siebenbürger Sachsen handelt. Die Teppiche seien „Trophäen von gedemütigten Kriegsherren des Sultanats“. Wer hat sie gedemütigt, etwa die sächsischen Kauf- und Fuhrleute? Mehr noch: „Die Schwarzburg auf dem Zeidner Berg war vom Deutschen Ritterorden den Sachsen zur Wehr gebaut worden. Die Ritter kamen zum Schutz der Sachsen an die Grenzmark des Ungarlands. Sie bauten Burgen und führten Krieg gegen alle, die sie bedrohten.“ Weder stand die Schwarzburg auf dem Zeidner Berg, noch führten die Ritter Krieg gegen alle, sie versuchten schlicht zu bestehen, bis ihre Eigenständigkeit dem

ungarischen König zuviel wurde und er deutsche Bauern ins Land holte.

Man mag sagen, dies ist ein Roman, und da darf man seiner Vorstellung freien Lauf lassen, auch in die Irre. Nur ist dies ein Roman, in dem Zeitgeschichte befragt und beurteilt wird. Die Zeitgeschichte aber, jene des Januars 1941, speziell im siebenbürgischen Zeiden, ist die Geschichte des siebenbürgisch-sächsischen Versagens vor der nazideutschen Versuchung. Und hier wird es schwierig und schwer, bedeutungsschwer, denn in diesem Zwielflicht sind das nicht schlicht Fehlinformationen, sie werden umgedeutet zu Symptomen, zu orakelhaften Zeichen der Anfälligkeit auch schon jener Proto-Sachsen für kriegerisches Gehabe – die sie nun, 1941, dem kriegerischen Deutschen Reich in die Arme treibt. Denn der historisch namhafte sächsische Obernazi Andreas „Schmidt schmeichelt und wirbt: ‚Ursprünglich begleiteten uns Deutschritter auf unserer Einwanderung ... Zwar wurden die Deutschritter aus Siebenbürgen herauskommandiert, ich weiß, man kann es so sehen, dass sie uns im entscheidenden Moment vor dem Mongolensturm im Stich gelassen haben ...‘, sein Blick sucht in der

Vom „Vermodern in den eigenen Burgen“ unkt die Heldin des Romans. Ein ganz anderes Bild vom Zeidner Berg und der Zeidner Burg hat der Zeidner Maler Eduard Morres gemalt – zwar Geschmackssache, aber fürwahr keine „elende Lage“

Bilder: Zeidner Nachbarschaft



Dunkelheit den Zweifel auf Leontines Stirn, „aber: Haben wir nicht von ihnen gelernt, unsere Wehrburgen zu bauen, die nun im Zentrum jeder Sachsensiedlung stehen?“ Nicht nur „schlängelt sich Andreas Schmidt wie eine neue Autobahn von Siebenbürgen nach Deutschland“, er lügt natürlich noch dazu wie jeder Propagandist. Besorgnis erregt nur: Er lügt, als hätte er Ursula Ackrill gelesen.

Hier passiert es: Eine Autorin stellt sich mit ihrer Unkenntnis einem Nazi mit seiner Propaganda zur Seite. Dabei ist sie, guten Willens und Mutes, mit epischem Bemühen darauf aus, zu zeigen, wie die Sachsen nicht nur Zeidens auf die nationalsozialistische Demagogie hereinfließen – fällt aber gewissermaßen selbst darauf herein. Was sie den ominösen Andreas Schmidt da, auf Seite 231 des Buches, in einer Zeidner Versammlung tönen lässt, hat sie auf Seite 109, siehe oben, selbst sanktioniert. Geschichte hat, genau wie Recht, der, dem sie/es gegeben wird. Ursula Ackrill gibt, soviel sie eben kann.

Zwischen Zeiden und Bukarest spinnt sie ein Netz der Mutmaßungen, in dessen Mittelpunkt jene Leontine mit dem Zweifel auf der Stirn sitzt, eine Sächsin, die nazi-

sächsisch nicht sein will („Wir Sachsen leben auf dem Mond“) und mit ihren guten Gründen nicht hinterm – Zeidner – Berg hält. „Unser Vermodern in den eigenen Burgen in der Zuversicht, dass sich alles zum Guten wenden wird, ist eine elende Lage. Politisch sind wir ein Hurenhaus, werfen uns an den Hals von jeder Partei, die gerade das Sagen in der Regierung hat.“ Ob nun „Vermodern“ eine „Lage“ und wie man „politisch ein Hurenhaus“ ist, mag als Stilfrage abgetan werden, jedenfalls haben die Sachsen längst kläglicher versagt als dieser Stil: „Als Siebenbürgen im 19. Jahrhundert das Mittelalter zurückließ, hätten die Notablen eine andere Platte auflegen sollen. Eine starke Wirtschaft antreiben, auf deren Überfluss der Flor der Künste seine Filamente zwischen Himmel und Erde zieht, schemenhaft wie eine Kultur Penizillin auf Obstschalen.“ Obstschalen mag es im 19. Jahrhundert ja in Fülle gegeben haben, aber „Flor“ mit „Filamente(n)“ kaum, und Penizillin oder Platten zum Auflegen schon gar nicht. Auch poetischer Überschwang darf sich nicht über reale Zusammenhänge hinwegsetzen.

Dennoch: Ursula Ackrill ist eine Dichterin. Sie kann sagen: „windstill, der Himmel lag eng an. Maria erkannte den Augenblick der

Gnade vor dem Schneefall“, man liest es und dankt gern für die Gnade. Oder: „Inzwischen hat sich der Himmel in alle Richtungen vergilbt, das Licht in Dünen und Bänken geschichtet, die Sonne selbst eine graue Perle in bleichem Austernfleisch“, und dem Leser geht ein Licht auf. Oder: „Die Wolke ist aufgestiegen und hat eine matte stahlgraue Leere hinterlassen.“ Hoffnungsfroh stimmt einen dieser dichterische Schwung, manch eine/einer, auch aus Siebenbürgen, gar aus Zeiden, mag sich wiederfinden in diesen Bildern. Aber gerade deshalb hätte Ursula Ackrill einen anderen Lektor vulgo Leser verdient, und zwar vor der Veröffentlichung ihres Textes. Aus Siebenbürgen hätte sie/er nicht sein müssen, auch nicht sein sollen, die Kenntnis der deutschen Sprache hätte ausgereicht.

Es ist schön, eine junge Autorin mit den Tomaten zu bewerfen, die ihr Verlagslektorat (sofern es eines gegeben hat) und diverse Rezensenten (aller großen Zeitungen) und Juroren (SWR-Bestenliste, Leipziger Buchpreis) auf den Augen haben. Ein editorisches Fiasko ist das Buch, und der honorige Verlag Klaus Wagenbach hat sich – die Parodie auf Ackrill sei erlaubt – mit Unruhm bekleckert. Was „klapsmühlenreif und entzückend“, was eine „Schippennahme“ sein mag, derlei kann der Rezensent leichthin, nun ja, auf die Schippe nehmen.

Aber dass jemand, dazu noch „einarmig“, an der „Regenrinne“ hängt, wo es doch das Regenrohr ist, dass der Eisenbahner gegen „Puffer“ hämmert, wo es doch die Räder sind, dass Gemen „Füße“ und Mädchen „dampfende Schamberge“ angedichtet werden, dass Kinder „Augen machten wie ein Pfauenschwanz“, jemand „von schallendem Gelächter umwogen“ ist und Fensterscheiben „angeschlagen“ statt beschlagen sind, dass „Zirptöne“ sanft „rollen“ und eine Zeidner „Mutter mit geweiteten Nüstern die Witterung unbeanstandet gebliebener Frevel im Raum aufnahm“ und zur sittlichen Ermahnung „in einem schorrenden, Rücksichtnahme vortäuschenden Selbstgespräch fortfuhr: ‚und wenn es euch im Arsch juckt, steckt euch einen Krautstrunk rein und zieht euch einen Sack Kartoffeln auf den Bauch‘“ – das sind nur einige der Wegmarken hinauf zum Gipfel sprachlichen Unvermögens.

Stehende Wendungen werden permanent und penetrant falsch ausgeführt, jemand „geriert sich zum Zollbeamten“, etwas ist jemandem „widerlich“ statt zuwider, wieder ein anderer „sprang auf die Beine“, Juden in Not sind „notgedrungene Juden“, unter ihnen gibt es Ärzte, die nicht zum, sondern „den Großteil ihrer Praxen verloren, als sie nur noch jüdische Patienten verarzten durften“, ein Veitstanz wird „vollbracht“ statt



Auch das sind nicht etwa Mütter, die „die Witterung unbeanstandet gebliebener Frevel“ aufnehmen, sondern Bauersfrauen, die Eduard Mores auf Zeidner Gasen getroffen und in eigenartigen Farben gebannt hat

vollführt, ja in Freck hält „Brukenthals Geist“ dergestalt Hof, dass die Frage danach nicht nur bang, sondern auch falsch ausfällt: „Was spukt denn um?“ Wenn es spukt, geht etwas um, etwas wie „umspuken“ aber geht nicht. Dass dazu noch die Tempora der Verben ständig ins Schlingern geraten, dass innerer Monolog, erlebte Rede und auktoriale Erzählung dauernd ineinanderschwappen, das ergibt einen Text, den ein Karl-May-Fan für modern und deshalb kraus halten und nicht lesen mag, wer ihn aber lesen will, dem verlangt er einiges an Fehlertoleranz ab.

Auf dass er mit Ursula Ackrill und ihrer Protagonistin Leontine erkenne, wo bei den Sachsen der (Lind-)Wurm drin war: „Es war ein prekärer leisetreterischer behutsamer Gruppentanz, präzise geregelt wie (ein) Uhrwerk, das rückwärts läuft, mit dem man als Gemeinschaft gerade noch über die Runden kam. Um die Jahrhundertwende hatten sie sich in eine Zeit größerer Stabilität hinübergerettet. Sie konnten aus ihrem Gehäuse herausschlüpfen und vorwärtsgleiten. Doch etwas hatte sich in dieser mageren Zeit an die Sachsen geheftet. Ein Lindenblatt am Rücken. Ein Faden zog sich durch die eingestickten Kreuze auf ihren Gewändern und hielt sie zusammen.“ Wieder soll mit einer Anspielung, diesmal auf die Nibelungen, das unaufhaltsame Verderben herbeiassoziiert werden, aber sächsischer Trachtenkreuzstich und das fatale Kreuz Krimhilds auf Siegfrieds Rücken, diesen jedes Vorstellungsvermögen überdehnenden Spagat macht der Autorin so leicht niemand nach.

Der in den Widrigkeiten der Geschichte gewachsenen „Eintracht durch Zusammenarbeit“ zollt Ackrill bei aller Kritik durch ihre – im Wortsinn – Heldin Leontine ihren Respekt, ruft aber das historische Personal Zeidens in den Zeugenstand jenes Gerichtstags, den man laut Ibsen beim Schreiben hält – über sich. Viel wird erzählt in diesem Buch, Orte und Tage und Jahre

werden heraufbeschworen, die Deutschen Südosteuropas leisten den Offenbarungseid. Im Januar 1941 geben sie ihr teuerstes Gut, die selbstgeschaffene Eigenständigkeit, auf und sich in die Hand derer, die Verderben über die Welt bringen. Schon hat der Auschwitzapotheker Capesius seinen unheilswangeren Auftritt in Zeiden, schon telefoniert Andreas Schmidt von hier mit dem Bukarester Faschistenführer Horia (Sima) über das dortige Judenpogrom. Hier wird erzählerisch getrickst, dass von der Erzählung nur noch die Absicht übrigbleibt. Der böse Hauch der Weltgeschichte weht durchs Buch, wahrnehmen kann ihn allerdings nur, wer begnadet ist wie die Autorin und ihre Leontine, denn die „wusste, verflixt und zugenäht, sie wusste Bescheid“.

Ursula Ackrill scheut sich nicht, Klarnamen und Charakterdefizite offenzulegen, ja tiefenpsychologisch mit erotischer Verklemmtheit in Bezug zu setzen. Der – ebenfalls beurkundete – Triebmörder Balan, der die Sächsin Rosa aus dem Waldbad entführt hat, wird zum sinistren Bannerträger schwüler Zeidner Männerphantasien: „Ein Fieberwahn war in jenem Sommer unter den Männern ausgebrochen. Ein kollektiver Impuls belegte Rosas Gestalt mit orgastischem Beschlag: Perplex entdeckte man, dass man beim Ejakulieren blitzartig Rosa beschwörte.“ Perplex entdeckt man auch hier: Kein Tobak, aber stark – und falsch, nicht nur in der Konjugation des Verbs „beschwören“, dessen Präteritum „beschwor“ heißt.

Dass jemand schlecht schreibt, ist normal, auf Deutsch sowieso. Diese Autorin schreibt nicht schlecht, sie schreibt mit dem hitzigen Bemühen um Originalität, und sie hätte verdient, dass ihr jemand vom Fach stilistische Verwegenheit und formulatorisches Imponiergehabe ausredet. Eine Wachslache ist nicht schlicht eine solche, sondern eine, „in die sich eine Kerze übergeben hatte“, eine Glocke klingt nicht einfach aus, sondern „komisch, wie wenn

der Herrgott gefurzt hätte“, und leidenschaftlich aggressiver Geschlechtsverkehr hat zur Folge, „dass die Fetzen flogen und ihre Schnittstellen wie zerrittene Pferde schäumten“. Eine Mutter, „die, wie Marlene Dietrich auf Liebe, von Kopf bis Fuß auf die Kinder eingestellt gewesen war“, ein Vater, der „ein Stück Jugendstil stillgelegt“ hat, das sind angestrengte Spielchen, die einem pubertären Schulaufsatz zur Ehre gereichen mögen. Aber das „generelle Mondkälbertum“ der Sachsen ist dann doch allzu mond- und kälber- und tumhaft, dazu auch noch „generell“. Shakespeare oder Morgenstern wäre das – wieder parodierte ich freiwillig die unfreiwillige Parodie – wohl „klapsmühlenreif“ erschienen.

Ernst ist Ursula Ackrills Ansinnen, „Zeiden, im Januar“ und die Nazivergangenheit der Sachsen Roman werden zu lassen. Es hätte nicht kompromittiert werden dürfen

durch schlechterdings lustige Stilblüten traurigster Qualität: „Zornig schlüpfte Maria ihr Kleidchen über.“ Selbst der Völkchensverdummer und -führer Andreas Schmidt erfährt in blütenreichstem Stil Weihen just von der venezianischen Lagune: „Gewachsen ist er wie ein Bauer. Sie sieht seine Schaufelhände und breiten Füße, vom Umspannen der Erdschollen hinterm Pflug gespreizt, aber seine Beckenknochen sind Geschmeide aus Murano(,) und er führt mit den Hüften.“

Vor derlei Geschmeide hätte Ursula Ackrill bewahrt werden müssen. Einen nächsten Versuch wäre es wert.

Georg Aesch (KK)

Ursula Ackrill: Zeiden, im Januar. Roman. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2014, 255 Seiten

Mit allen Fasern

Holzschneiderin, Papierschöpferin, Kunstlehrerin: Marie-Luise Salden

Viele Facetten ihrer persönlichen Biographie haben ihr diese Art zu leben und zu schaffen aufgedrängt: Geboren im westpreußischen Elbing (heute polnisch), gehört sie als echtes Kriegskind der Flüchtlingsgeneration an. 1945 muss sie wie viele Millionen Ostdeutscher mit sechs Jahren ihr Elternhaus im alten Stadtzentrum von Elbing verlassen, um in Bayern vorläufig eine neue Heimat zu finden.

Marie-Luise Salden verließ ein Haus, das 1247 erbaut wurde und seit 1902 im Besitz ihrer Familie war. Ein Kaufmanns-Haus an der Stadtmauer, erst gotisch erbaut, dann 1598 im Stile der Renaissance umgebaut und erweitert. Als sie sich mit ihrer Mutter, ihrer Großmutter, dem Kindermädchen und ihrer älteren Schwester im Frühjahr 1945 über Stolp in Pommern auf den Weg macht,

liegt das alte Familienhaus wie die gesamte Innenstadt von Elbing in Schutt und Asche. Den Vater sieht sie erst Jahre später nach dessen amerikanischer Kriegsgefangenschaft wieder.

Ins Rheinland, nach Bonn, führt sie ihr erster erlernter Beruf als staatlich geprüfte Dolmetscherin und Übersetzerin für Englisch. Schon zu Beginn ihrer Lehrtätigkeit wird der alte Wunsch nach Kunst und bildnerischer Gestaltung in ihr so stark, dass sie ein Kunststudium aufnimmt. Als sie 1974 als Gaststudentin in die Holzschnittklasse bei Professor Lagrange an der Ecole des Beaux Arts in Paris eintritt, hat sie innerlich die Weichen schon gestellt.

Es ist die Arbeit mit dem Holz, dem Material ihrer waldreichen Heimat. Bäume, Wälder sind und bleiben ihre ganze Liebe. Betritt



Geheimnisvolles Wurzelwerk

Bilder, auch Titel: die Künstlerin

man Marie-Luise Saldens helles Atelier in der Spicher Waldstraße, so sieht man neben einigen Tusche- und Pastellzeichnungen vor allem Holzschnitte, Baumscheiben mit ihren Jahresringen und japanische Sperrholzplatten.

1980 beginnt sie ihre Lehrtätigkeit, die sie in alle Welt führen wird. Längst ist sie in Japan, Australien, Heimbach/Eifel und Polen als Lehrende zu Hause.

Papierschöpfen ist die zweite alte Kunst, der sich Marie-Luise Salden mit Leidenschaft verschrieben hat. 2009 studiert sie bei Professor Yasuhiro Kasugai im berühmten Papierschöpferdorf Obaramura, wo sie sich in der Kunst der Herstellung japanischer Rollbilder vervollkommnet.

2001 beginnt ein dreimonatiger Studienaufenthalt in Australien, wo sie im Rahmen eines in Eigeninitiative geplanten Projektes „Botschaft der Aborigines“ die Kunst, Kultur und Ökologie des Volkes der Tiwi auf den Inseln Melville und Bathurst in der Arufa-

See/Timor-See kennenlernt. 2012 folgt ein Arbeitsaufenthalt in den Regenwäldern Tasmaniens.

Für Marie-Luise Salden schließt sich aber auch in der alten Heimat der Kreis: Die Stadt, aus der sie als kleines Mädchen fliehen musste, empfängt sie heute als gerngesehenen Gast. 2008 hat sie ihre erste Einzelausstellung mit 90 Exponaten in ihrer alten Taufkirche, der Marienkirche, die heute als Kulturzentrum genutzt wird. Seitdem reißt der Faden nicht mehr ab. Ausstellungen und Workshops finden in engen Jahresrhythmen statt.

Seit ein paar Jahren ist ein Teil des alten Elbing/Elblag im Stadtzentrum wiederaufgebaut worden. Die aus den Trümmern auferstandenen Renaissancehäuser geben einen Eindruck von der einstigen Pracht dieser alten Hansestadt. Ihr großes, prächtiges Elternhaus steht wieder. Heute ist es ein Designer-Hotel. Als der Inhaber des Hauses von Marie-Luise Saldens Geschichte erfährt, lädt er sie spontan ein, sein Gast zu sein. Er bietet ihr das lebenslange Recht an, in ihrem alten Elternhaus als Hotelgast zu wohnen.

In Troisdorf, in der Burg Wissem, präsentierte sie 2012 eine große Einzelausstellung. Unter dem Titel „Mit allen Fasern“ waren Farbholzschnitte, Zeichnungen und Papierschöpfungen zu sehen. Bereits 2009 war das Siegburger Stadtmuseum die vierte Station einer Wanderausstellung. Und im August 2014 hielt Marie-Luise Salden in Siegburg ihren Kunstworkshop „Die wunderbare Welt der Bäume“ ab.

Vernetzt ist die Künstlerin nicht nur in der rheinischen Region, sondern eben in vielen Ländern. Als Mitglied zahlreicher Künstlervereinigungen sieht sie sich in Bezug auf ihre Lebensmaxime auf gutem Wege: „Ethik im Beruf, Menschenrecht, Menschenwürde, soziale Ziele und über allem die Kunst als Lebensweg.“

(KK)

„Sonderbar schönes Ganzes“

Ihm suchte Albrecht Haselbach mit seiner Sammlung gerecht zu werden

Albrecht Haselbach (1892–1979), Brauereibesitzer in Namslau, erwarb Anfang der 1940er Jahre eine Sammlung von über 4000 Kupferstichen, Radierungen, Lithographien, Zeichnungen und Aquarellen. Der Sammler, dessen Vorfahren Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Harz nach Schlesien übergesiedelt waren, hat sich als Liebhaber der Kunst und der Wissenschaft für schlesische Altertümer aller Art interessiert. Er förderte zudem zeitgenössische Künstler, u. a. den deutschen Maler und Graphiker Otto Dix (1891–1969).

Im Eichendorffsaal von Haus Schlesien in Königswinter-Heisterbacherrott ist eine Auswahl aus der Ausstellung „Zeit-Reisen“ zu sehen, die vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam auf „Wanderschaft“ geschickt wurde. Die Ansichten in der Sonderschau zeigen Städte, historisch bedeutende Bauwerke sowie landschaftliche Schönheiten des Riesengebirges und des Glatzer Landes mit ihren Badeorten und Schlössern. Besonders interessant

sind die seltenen Darstellungen der ober-schlesischen Schwerindustrie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit entwickelte sich im Zuge des aufblühenden Tourismus eine bedeutende Graphikproduktion in Schlesien.

Ausgestellt sind vor allem zahlreiche Graphiken im Stil der Romantik und des Biedermeier sowie aufwendig inszenierte Stadtansichten des 18. Jahrhunderts. Rund 3200 Ansichten werden seit dem Jahr 1971 als Leihgabe des Landes Hessen im Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg aufbewahrt. Weitere 900 im Familienbesitz gebliebene Grafiken sowie 600 Bücher befinden sich als Dauerleihgabe im Schlesischen Museum Görlitz. Diese Sammlungsbestände sind im Rahmen einer deutsch-polnischen Kooperation unter Leitung des Herder-Instituts in Marburg und mit Hilfe des Architekturmuseums in Breslau vollständig dokumentiert und digital zusammengeführt worden. Damit liegt ein umfangreicher Fundus für kunst- und kul-



Viel Raum für Phantasie: Frühe Ansichten Breslaus

Bild aus der Ausstellung

turgeschichtliche Fragen zur Landeskunde Schlesiens vor. Schließlich sind nirgendwo sonst in solcher Dichte Bildquellen zur Topographie Schlesiens zu entdecken. Ein über 300-seitiger Ausstellungskatalog in deutscher und polnischer Sprache ergänzt die bilaterale Erschließung des gemeinsamen schlesischen Kulturgutes.

Haus Schlesien lädt zu einer besonderen Reise in Schlesiens Vergangenheit ein

– in Anlehnung an ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe, der während einer Schlesienreise 1790 schrieb: „Seit Anfang des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Theil des Gebirgs und der Ebne durchstrichen und finde, dass es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganzes macht.“

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Zwar mag die **Hoffnung** vermessen dünken, dass unser Heft im Jahre **2045** noch erscheint, hegen wollen wir sie dennoch. Sie mag auch Pate gestanden haben bei der elektronischen **Fehlleistung**, die dem letzten Heft dieses Erscheinungsjahr aufgedrückt/aufgedruckt hat. Wir bitten um Nachsicht.

Von April bis Juli will sich das **Deutsche Kulturforum östliches Europa** im Rahmen einer erstmals gemeinsam mit **Instituten der Universität Potsdam** durchgeführten **Ringvorlesung** mit dem Jahr 1945 und den **Folgen des Kriegsendes für das östliche Europa** auseinandersetzen. Dabei stehen neben Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den verschiedenen Regionen vor allem Fragen der Wiederbesiedlung und kulturellen Aneignung dieser Gebiete im Vordergrund. Die Themen reichen von der Wiederbesiedlung der Sudeten, etwa in der bestürzenden Interpretation durch den tschechischen Künstler Lukas Houdek, bis hin zum Museum des Zweiten Weltkriegs, das in Danzig/Gdansk ent-

steht. Bis zum 1. Juli wird eine dezentrale Open-Air-**Ausstellung** an das Ende des Zweiten Weltkriegs vor siebzig Jahren in Berlin erinnern. Geführte Touren sowie eine Themenwoche vom 2. bis zum 8. Mai runden das Programm ab. Aktuelle Details unter www.kulturforum.info.

Das **Kulturzentrum Ostpreußen** in Ellingen zeigt unter dem Titel „Das Gold des Baltikums“ bis zum 7. Juni **Bernsteinschätze** und aktuellen Bernsteinschmuck aus den Sammlungen des staatlichen Kaliningrader Bernsteinmuseums mit Sitz im historischen Dohnaturm in der Königsberger Befestigungsanlage.

Das **Banat in Wort und Bild** wird von den Banater Schwaben Österreichs mit der Landsmannschaft der Banater Schwaben Deutschland, dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München und der Österreichisch-Rumänischen Gesellschaft am 4. Mai im **Bezirksmuseum Wien-Josefstadt** präsentiert.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**